

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen

Band: - (1953)

Artikel: Meine Tante, die Frau Baronin

Autor: Steinmann, August

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-947848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MEINE TANTE, DIE FRAU BARONIN

von August Steinmann

Bei den Papieren unserer Familie liegt ein Aktenstück nicht alltäglicher Art, das wert ist, sorgfältig aufbewahrt zu bleiben. Sein Inhalt ist in russischer und in deutscher Sprache gehalten und lautet:

Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers
Nicolaus des Zweiten
Selbstherrlicher aller Reußen

thut hiemit allen, denen daran gelegen, kund und zu wissen,
daß Vorzeigerin dieses, Anna Wilkoszewska, begibt sich
über Kattowitz-Sosnowice nach Rußland. Als wird ein
Jeder, dem dieses vorgezeigt wird, nach Stand und Würde
von mir geziemend ersucht, gedachte Frau Anna Wil-
koszewska überall frei und ungehindert passieren zu lassen.
Urkund dessen ist dieser Reisepaß mit meiner Unterschrift
und Beidruckung des Amtssiegels von mir ertheilet worden.

30. Oktober / 11. November 1895
Seiner Majestät, meines Allergnädigsten Herrn, Minister-
Resident A. von Mengden

Dieser Schutzbrief trägt auf der ersten Seite das kaiserliche
Wappen und ist mit sechs verschiedenen Amtsstempeln
versehen.

Aus dem Jahre 1906 stammt ein anderes Dokument. In
diesem beurkunden «Wir Landammann und Regierungs-
rat des Kantons St.Gallen», daß «Frau Witwe Anna
Katharina Wilkoszewska, geborene Steinmann, geboren
am 30. April 1841, nunmehr wohnhaft in St.Gallen, wieder-



Wo sind die fröhlich bemalten Häuser vergangener Jahrhunderte? Würde es unserer nüchternen Zeit nicht wohltun, den immer öder werdenden Städten die Farbe wieder zu geben? Der Malermeister, der aus dem Handwerk hervorgegangen ist, wird Ihnen raten, inner- und außerhalb des Hauses der Farbe ihre Berechtigung neu zu geben.

MALEREI MAX STECHER
Neptunstr. 5 St.Gallen O



Nur die Mode hat sich geändert! Mit der gleichen Freude, mit dem gleichen Goût wählt die Sankt-Gallerin noch heute ihre Stoffe aus, die l'élégance de St-Gall in aller Welt bekannt machte. Heute bürgt das berühmte Stoffgeschäft dafür:

STEIGER-BIRENSTIHL & CO.

Seide und Wolle
zur Löwenburg

um in ihr früheres Bürgerrecht der Ortsgemeinde St.Gallen aufgenommen worden ist.»

Die in den beiden Aktenstücken genannte Frau hat in der Öffentlichkeit ihrer Vaterstadt St.Gallen allerdings keine Rolle gespielt; aber sie ging einen nicht alltäglich zu nennenden Schicksalsweg, nachdem sie das stille, bürgerliche Milieu, in das hinein sie geboren worden war, verlassen hatte. Sie war nicht in unserer Stadt zur Welt gekommen, sondern in dem lothringischen Städtchen Vic s. Seille, nahe bei Nancy. Dort hatte ihr Vater (mein Großvater), ein im Dasein immer unbeholfen gebliebener Buchbindermeister und Antiquar, ein großes, willensstarkes Mädchen geheiratet; das geschah im Jahre 1838. Etliche Jahre später kehrte Vater Daniel wieder in die Vaterstadt zurück und brachte mit sich, zum Erstaunen der Mitbürger, eine französische Frau und einen Sohn und eine Tochter, die oben genannte Anna Katharina, ein unruhiges, unternehmungslustiges Wesen, in dem altsanktgallischer Familiengeist und das fremde Blut früher oder später in Widerspruch kommen mußten. Nicht anders war es ihrem Bruder gegangen, der als junger Mensch in die Fremde zog, sich emporarbeitete und schließlich als Neunzigjähriger wieder in die Vaterstadt zurückkehrte und in dieser in patriarchalischem Alter und zufrieden mit dem Schicksal, das ihm das Leben zugewiesen hatte, die Augen schloß. Er hatte es, dank seiner Energie und ohne fremde Hilfe, zu einer hohen Stellung gebracht: seine Schwester Anna Katharina aber stieg hinauf in den polnischen Adelsstand, und so kam ich zu einer Tante Baronin.

Wenn man das zurückgezogene Leben um die Mitte des 19. Jahrhunderts der noch vom Pietismus beeinflußten altbürgerlichen Familien näher kennt, hat man keine Mühe, zu begreifen, daß es der damals heranwachsenden Generation oft recht schwer gemacht worden sein mag, den ihr

auferlegten Geisteszwang zu ertragen. Jede freiere Regung, jeder Versuch, aus dem engherzigen Positivismus herauszukommen, wurde als Rebellion beurteilt, als Auflehnung gegen die Familienältesten und als Abwendung vom religiösen Geiste, dem diese mit Eifer dienten, wobei sie keine Toleranz duldeten. Man schloß sich gegen die Umwelt, in der sich der Liberalismus zu entfalten begonnen hatte, ab und sah in allem, was sich mit dem positiven Protestantismus nicht vereinbaren ließ, Schädigung des bibelbedingten Verhältnisses zwischen Gott und dem diesem kindlich ergebenen Ich. Aber dieser Gott war der alttestamentliche, strenge Gott, vor dem der Mensch zerknirscht und gedemütigt in die Knie zu sinken hatte. Und so wurde die junge Generation anstatt zur Gottesehrpflicht zur Furcht vor Gott erzogen. Es trat also an die Stelle der wahren Ehrfurcht, die nur aus inniger Liebe und aus dem nachahmenswerten Vorbild jener, die uns diese Liebe lehren, entstehen kann, die Furcht, die so eng verwandt ist mit Seelenqual. Unter solchen Verhältnissen wuchs also die Tante Baronin auf, und diese Umstände zwangen sie, die Flügel auszubreiten, um hinauszufliegen in eine freiere Welt. Dieser Entschluß wurde im Familienrat mit Bestürzung und Kopfschütteln aufgenommen; am mildbesonnten, reinen Himmel über dem Hause der verwitweten Mutter der Anna Katharina stand auf einmal eine düstere Wolke, deren Schatten grau und kalt in die Stube drang. Immerhin erschien der alternden Frau das Vorhaben ihrer Tochter nicht so absurd und sündhaft wie den Vetttern und Basen, die selbst noch nie die Bannmeile der Stadt überschritten hatten, um die Welt mit all den vermeintlichen Verlockungen zum Übeln kennenzulernen. Sie fürchteten sich vor den Schlingen des Verführers. Wohin sollte der Flug der jungen Anna Katharina gehen? Ausgerechnet nach Genf, in diese zweigesichtige Stadt, deren Avers das Bild

harter, unerbittlicher Frömmigkeit, in der die Moummiers erstarrt waren, zeigte; der Revers aber enthüllte das frivole Antlitz der libertinisch gerichteten Weltkinder. Es war dem Familienrate klar geworden, daß die seiner Obhut unterstellte Tochter der Frau Marguerite aus Sehnsucht nach vorenthaltener Freiheit den Staub der Heimat von den Bottinen schütteln wollte. Doch Anna Katharina hatte genau so einen Steckkopf wie jene, deren Kreis sie zu entrinnen versuchte; so kam es, daß sie, wohlversehen mit einem guten Leumundszeugnis, unterschrieben vom stadt-sanktgallischen Gemeindeschreiber Martignoni und dem Staatsschreiber Zingg, das enge Tal der Heimat verließ. In dieser hatte sie zuvor noch einen Stickereikaufmann kennengelernt, einen Bürger der Vaterstadt, der in Genf ein Broderiemagazin betrieb und jetzt als kluger Mann die Jungfer Anna Katharina für sein Geschäft verpflichtete; kannte diese doch die Namen der verschiedenen Stickereien und die Arten der feinen Spitzen. So finden wir die mit reger Betriebsamkeit bedachte St. Gallerin als Verkäuferin in der Maison B . . . am Quai des Anglais. (Nach dem Tod des Gründers im Jahre 1912 ging das Geschäft in fremde Hände über; es besteht heute noch.) Sie wurde bald die rechte Hand ihres Prinzipals und schaltete und waltete mit viel Talent. Mit Stolz berichtete sie von ihrem Erfolge, der ihr ein Dasein ohne Sorge gestattete. So konnte es an lebens-bejahender Fröhlichkeit nicht fehlen. Es ließ sich unterm hellen Himmel, der sich von den gleißenden Gletschern des Montblanc bis zu den langgezogenen, grünen Bergen des französischen Juras, vom breitschultrigen Salève bis zur Dôle spannt, gut sein. Hier war nichts von der Enge des Steinachtals; weder Basen noch Vettern erteilten, gewiß gut gemeinte, Lehren und Ratschläge, die mit demütig niedergeschlagenen Augen angehört werden mußten. Und hier war auch die «Freiheit, die ich meine»; sich spiegelnd

im weiten, blauen See, Feste verheißend mit flatternden Wimpeln über schwanenweißen Dampfschiffen. In dieser bunten Freiheit bewegte sich die «verlorene Tochter» bald so, als wäre sie noch nie anderswo gewesen als in dieser schönen Stadt, über die hinweg die große Glocke «La Clémence» glorreiche Vergangenheit und lebensdurstige Gegenwart verkündet. Und dennoch blieb Anna Katharina im Herzen eine gute St.Gallerin; es haftete an ihr noch ein Flöcklein Wolle aus der heimatlichen Hürde. Nun wird es die Leser und Leserinnen interessieren, von welcher Gestalt und welchem Aussehen sie damals gewesen sei. Oh, ich erinnere mich deutlich an die fröhliche Tante, die als Taufzeugin mich in die Kirche im Plainpalais getragen hat. Sie war eine sehr gute Gotte und schenkte mir jeweils zu Weihnachten die schönsten Spielsachen: eine große, hölzerne Eisenbahn, massive Bleisoldaten, einen Anker-Steinbaukasten, ein Kasperlitheater usw. Von Gestalt war sie stattlich, doch ein wenig zu mollig; ihre Augen waren wasserblau, und es lag in ihnen eine eigentümliche Naivität; ja eine beinahe rührend wirkende Gutmütigkeit. Man begiebt solchen Frauengesichtern nicht selten in Bildern der alten Niederländer. Da schauen solche Frauen manchmal mit etwas verschwommenen Blicken uns an, und wir vergessen sie so leicht nicht. Immer, wenn ich zum Beispiel «Die Amme mit Kind» von Frans Hals betrachte, kommt mir meine Gotte in den Sinn; von dieser Art war Anna Katharina, die in üppig genießender Gesellschaft doch stets bürgerlich blieb, mit sich und der Umwelt zufrieden. Und so, wie auf den erwähnten Bildern zu Füßen der eben beschriebenen Frauen irgendein Hündlein kauert, so hockte Loulou, ein wohlgenährter Spitzer, mit Vorliebe neben Anna Katharina. Loulou hieß das Tier zum Andenken an den Sohn Napoleons III. «Madame», hatte der Zwingerbesitzer gesagt, «Madame, sehen Sie, dieser kleine



Der Köhler vergangener Jahrhunderte war der «Kohlenlieferant» seiner Zeit. Heute sind es feste und flüssige Brennstoffe, deren prompte Vermittlung die alteingesessene Firma besorgt.

EUGEN STEINMANN KOHLENHANDELS AG
Oberer Graben 22



Die wirtschaftlichen Verhältnisse unseres Kantons riefen auch der Schaffung einer kantonalen Bank. Die St.Gallische Kantonalbank ist eng mit dem Gedeihen des Kantons verbunden. Sie ist sich ihrer hohen Aufgabe gegenüber der st.gallischen Volkswirtschaft bewußt.

ST.GALLISCHE KANTONALBANK
Schützengasse 1



Wenn eine Firma jahrzehntelang ihren guten Ruf zu erhalten und zu mehren weiß, liegt es an der einwandfreien Arbeit und an der Erkenntnis, daß das Werk die Zeit zu überdauern hat. Studach-Möbel sind formbeständig und erheben den Anspruch auf allerbeste Qualität.

CARL STUDACH
Möbelwerkstätten Speisergasse 19



die kultur des briefschreibens war in früheren
zeiten eine selbstverständlichkeit. heute verrät
sie den schreiber und absender. für private,
handel und industrie wird man für alle pape-
terieartikel und im speziellen für alle mal- und
farbenutensilien ganz besonders gut beraten
durch die firma

thaler
webergasse 5

Hund ist just zu der Zeit geworfen worden, als der arme Prinz Loulou in Afrika von den Zulus getötet wurde.» Der Spitzer hatte bald gewisse Eigenschaften seiner Herrin angenommen; er liebte am Abend die Behaglichkeit und trank, bevor er in seinen Schlafkorb stieg, ein Schüsselchen Bier, manchmal deren zwei. Er ertrug das sehr wohl und bewahrte so seinen guten Charakter. Wie oft habe ich doch mit ihm gespielt! Er war das erste Tier, das ich streicheln gelernt hatte. «Loulou ist ein treues Hündlein», lobte ihn meine Mutter; er kam oft zu uns an die Rue Bonivard auf Besuch. Das Tier roch immer nach Schnupftabak, denn seine Herrin schnupfte mit Maß und Vergnügen und auch aus gesundheitlichen Gründen; das mache die Augen klar und halte den Sinn einer Geschäftsfrau frisch. Der Spitzer gehörte zur Familie; er war auch dabei, als wir uns zur Familienfotografiegruppe aufgestellt hatten. Das Bild zeigt ihn auf einem Fell zu Füßen seiner Herrin. «Oh, ich habe den Hund auch gekannt», erzählte mir vor einigen Jahren ein alter Stickereikaufmann in St.Gallen. «Ich war damals als Volontär in Genf und wohnte bei Ihren Eltern. Ihr Herr Vater war ein eifriges Mitglied des St.Galler-Vereins, zu dessen Fähnrich ich gewählt worden war. So trug ich denn jeweils auf dem Hut eine große grün-weiße Straußfeder. Wenn wir unsern Stamm in der Brasserie Rohrer hatten, war Ihre Tante oft auch von der Partie, und Loulou schlappte mit Vergnügen sein Bier. Du lieber Gott, das waren noch schöne Zeiten!» Ja, in meinen frühesten Erinnerungen leben sie noch nach mit verklärenden Farben: Hermance, die Tannen auf dem Salève, der Park in Coppet, die Allee bei Vernier. Waren diese hellen Kindheitsjahre nicht auch süße Früchte der Flucht Anna Katharinias aus dem engen St.Galler Kreis und der Überwindung aufgelegten Zwanges? Am neuen Orte war sie dank ihrem zähen Willen und ererbtem französischen Geiste Herrin

eines die «schönen Tage von Petit-Saconnex» reichlich genießenden Kreises. Sie veranstaltete Stunden gesellschaftlicher Unterhaltungen; sie konnte auch befehlen: «Seid fröhlich. Der liebe Gott lässt keinen Spatz vom Dache fallen!» Nach von ihr gefaßten Entschlüssen pflegte sie zu sagen: «Fertig, die Würfel sind gefallen!» Sie bestimmte Schicksale; sie hatte meine Eltern nach Genf kommen lassen; sie nannte den Vater ihres Prinzipals «mon cher grand-père», sie war quasi Schlüsselträgerin geworden, Regentin in allen Dingen. Ich bewunderte meine Gotte, so wie ein kleines Kind einen großen Menschen zu bewundern vermag; so zum Beispiel an einem Weihnachtsabend, als sie am festlich gedeckten Tische mit einem schweren, silbernen Löffel die Suppenteller füllte. Hinter ihr stand der Christbaum, behangen mit massiven, teuern Kugeln und reich an Gold- und Silberfäden, hinter denen hervor die Kerzen leuchteten. Überm Ganzen schwebte ein lieblicher Engel «Vom Himmel hoch: da komm' ich her». Im Kamin lurte das Feuer, und auf dem Gesimse tickte unter einer Glasglocke die Pendule. Meine Mutter, die klein und zierlich war und tief schwarze Augen hatte, saß bescheiden und fremd an der reich beladenen Tafel, mein Vater wurde am eigenen Familienschrein beinahe zur Gestalt eines Gastes. Monsieur B..., der stattliche Mann mit dem fein gepflegten roten Vollbart, war zum Untergebenen geworden; denn sie, Anna Katharina, war die Kommandeuse der Stunde geworden. Sie trug eine schwere, goldumrandete Gemme und ein Kleid, ausstaffiert mit Falbeln, Spitzen und Litzenarabesken. Eine Herrin vom Kopf bis zu den Volants, die den Teppich berührten; und um sie strich, träge wedelnd, Loulou, der Spitzhund – und er bekam sein Schüsselchen Bier. So lebt in mir das Bild des ersten Weihnachtsfestes, in das ich mich zurückversetzen mag. Man schrieb das Jahr 1885.

Um diese Zeit lebte in Genf ein Monsieur Alexander de Wilkoszewski, der im Jahre 1863 an einem Aufstand Polens gegen die russische Herrschaft sich beteiligt hatte. Nach dem Mißerfolg des revolutionären Unternehmens war er mit einer Schar enttäuschter Freiheitskämpfer in die Schweiz geflohen und hatte sich in Genf als Kaufmann niedergelassen und geheiratet. Vor mir habe ich einen «Extrait du Régistre des Mariages» des Zivilstandsamtes der Stadt Genf. Der Auszug bestätigt, daß die Gattin des genannten Herrn de Wilkoszewski am 17. September 1885 gestorben sei. An jenem Abend also, an dem Anna Katharina den silbernen Schöpföffel in die Weihnachtssuppe (Sternchen waren die Einlage) tauchte, dachte der polnische Witwer vielleicht in der Einsamkeit über sein wechselvolles Schicksal nach oder suchte im polnischen Zirkel bei einem Spielchen über seine Trauer hinwegzukommen. Wilkoszewski stammte aus adeligem Geschlecht; er hatte nachgewiesenermaßen das Recht, sich Baron zu nennen, obwohl er in der demokratischen Schweiz auf diesen Titel verzichten mußte. In seinen Papieren fehlt das «de», das «von»; aber . . . nun, darauf komme ich bald zurück. Dieses Intermezzo ist nur zur Abwechslung hier eingeflochten worden und soll hinüberleiten in einen neuen Lebensabschnitt Anna Katharinias.

In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts hatte die sanktgallische Stickereiindustrie eine schwere Krisenzeit zu überwinden. Unter der plötzlich hereingebrochenen Baisse hatte auch mein Vater, der in das B . . . sche Geschäft eingetreten war und gehofft hatte, einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen zu können, zu leiden. Ein schöner Traum zerrann im Grau eines düsteren Morgens. Ich mußte Abschied nehmen vom Quai des Anglais, von der Gotte und dem Hunde Loulou, vom weißen Marmorkamin, von der treuen savoyardischen Nurse, die

mich jeden Tag im Englischen Garten spazierengeführt hatte, vom kleinen Adrien – und Raoul war kurz vorher von der Rousseau-Insel in den See gefallen und ertrunken. Es war ein trüber, dunkler Tag, an dem ich in meiner Vaterstadt in den Kreis aufgenommen wurde, dem die Genfer Tante einst entflohen war. An deren Stelle trat nun die Großmutter, die streng und tapfer in der Wirklichkeit stand. Und wie einst der Spitzer Loulou auf einem Fußkissen seiner Herrin sich geborgen gefühlt hatte, so kauerte ich auf einem bestickten Schemel, und die Ahnfrau erzählte Geschichten aus guten und bösen Tagen der Familie. Wenn sie von Anna Katharina sprach, tat sie zwischenhinein einen leisen Seufzer. Solche Seufzer gleichen dem «Bi-Trömlı», das in die Fersen der Strümpfe hineingestrickt wird.

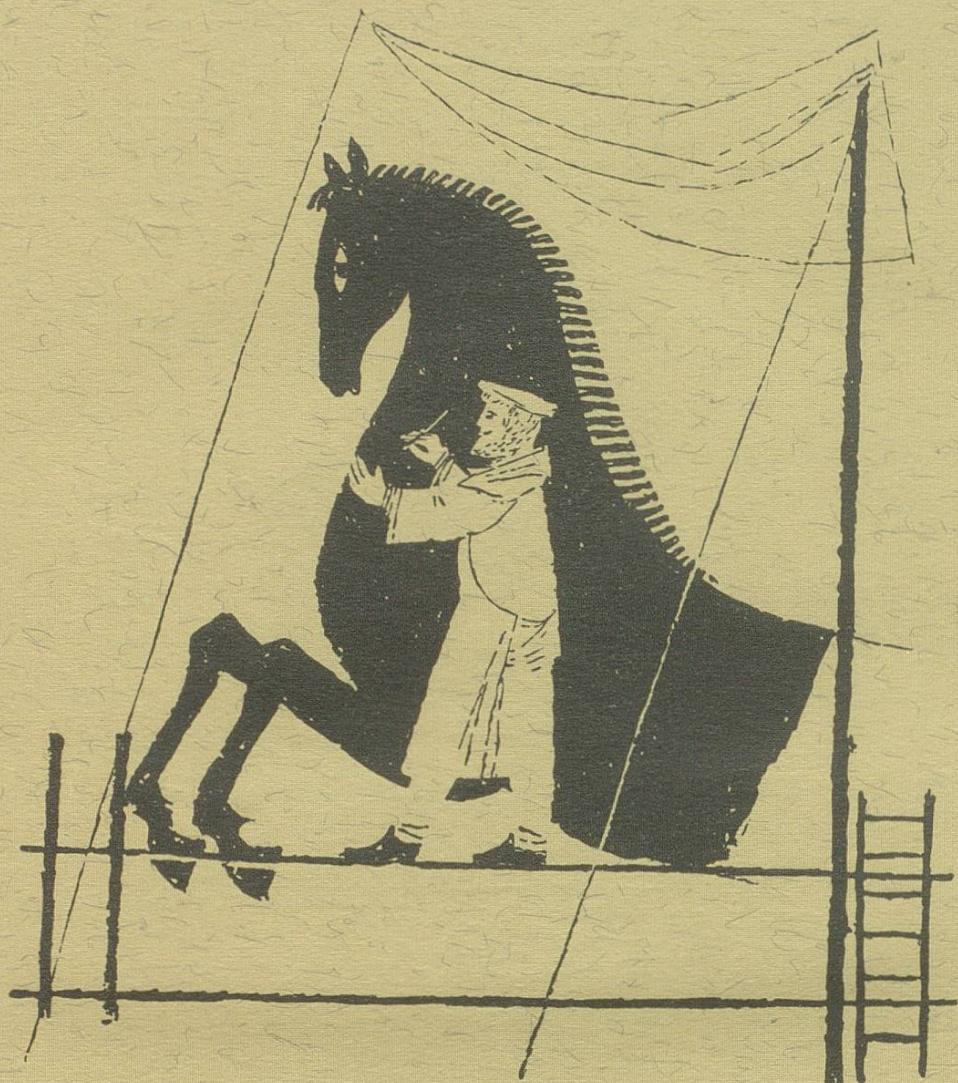
Es vergingen die Jahre; doch immer am Heiligen Abend traf aus Genf ein Christkindpaket ein. Jedesmal beim Auspacken glaubte ich, die schönen Sachen röchen nach Schnupftabak; so vermag eine Idiosynkrasie zu wirken und sich zu mischen in Kerzenduft, in die Süße eines Stollenkuchens und den würzigen Dampf, der aus einer Bürgerpastete steigt. Eines Tages fiel mir auf, daß ein langer Brief aus Genf große Aufregung in der Familie verursacht haben mußte. Es schien etwas vorgefallen zu sein, an dem der Familienrat nicht ohne weiteres vorübergehen konnte. Man flüsterte, man schrieb Briefe, man schüttelte den Kopf, faltete die Hände. Ich fing aus einem Gespräch auf: «Auch das noch! Anna Katharina will heiraten! Einen Polen, einen armen Baron! Da hört doch alles auf! Sie rennt ins Unglück! Das ist die Strafe Gottes. Ein Bettelbaron kommt in unsere gute, alte Familie!» Und dann buchstabierte man: Wil-ko-s-zew-ski; Alexander de Wilkoszewski.

Wir haben diesen Namen bereits kurz erwähnt und einiges aus dem Leben seines Trägers vernommen.



Die Verwendung von Eisen im Bauhandwerk hat anfangs des 19. Jahrhunderts seinen Siegeszug begonnen. Wenn heute Stahl- und Eisenkonstruktionen zum «eisernen» Bestand jedes Baues gehören, so vergessen wir nicht der Anfänge, aus denen sich unsere Firma entwickelt hat: aus dem bodenständigen Schlosserhandwerk.

PAUL TOBLER & CO.
Stahlbau, Profilpreßwerk, Metallbau
Wassergasse 22a



Von Bauten früherer Jahrhunderte wissen wir, daß dem malerischen Schmucke der Häuser eine wesentliche Bedeutung beigemessen wurde. Unsere heutige Bauweise ist vielfach nur eine zweckmäßige, eine nüchtern errechnete, ohne Wärme und ohne Seele. Angesichts des künstlerischen oder dekorativen Schmuckes alter Häuser, sei es im Engadin, in Schaffhausen oder in Stein am Rhein, im Oberbayrischen oder im Tirol, bin ich bestrebt, mein möglichstes zu tun, um auch dem sanktgallischen Stadtbild etwas von dem zu geben, was uns anderorts so sehr gefällt.

WALTER VOGEL

Ateliers für Malerei Kleinbergstraße 3

«Die Tante Gotte wird Baronin», sagte man mir und fügte mit Geringschätzung bei: «Ha-ha, eine Bettelbaronin!» Doch mir gefiel die Geschichte; denn nicht jeder Bub hat eine Tante Baronin. Ein Baron konnte doch nicht arm sein; er mußte sicher irgendwo ein Schloß und Diener haben. Das stimmte diesmal allerdings nicht; der zukünftige Onkel verdiente sein tägliches Brot im Handel. In dem mir zur Verfügung stehenden «*Livret de Famille*» steht deutlich «négociant». Und dieses mit Stockflecken bedeckte Dokument verrät auch, daß Monsieur Wilkoszewski zum zweitenmale Witwer geworden war. Aber es ließ ihn le bon Dieu in seiner Güte der Anna Katharina begegnen, und die Bestimmung wollte, daß sie ihm gefiel. Er wählte sie zur dritten Gattin. Das Lebensschifflein des Herrn Baron hißte im Jahre 1892 neben der polnischen die stadt-sankt-gallische Flagge und fuhr neu befrachtet hinein in die blaue Zukunft. Die Frau Baronin schrieb in ihre Heimat rosenrote Briefe, schilderte den Kreis, in den sie aufgenommen worden war, schilderte auch den beinahe siebzigjährige, überaus vornehm gearteten Herrn Gemahl, der in der polnischen Kolonie der Westschweiz eine sehr geachtete Stellung einnehme. Das alles sei doch wahrhaftig des Glücks genug! Die Antworten aus dem bürgerlichen Milieu in der Vaterstadt mußten gerichtet werden an Madame de Wilkoszewska (das deutet die weibliche Form des Namens an). So hatte ich also einen neuen Onkel bekommen, dem ich bald eine gewisse Sympathie entgegenbrachte. Die stille Zuneigung wurde genährt durch Lektüre; ich las eifrig (ein wenig zu früh für einen Zwölfjährigen) Heines Briefe aus Polen. Das Buch war illustriert, und die darin abgebildete Polin glich meiner Mutter, deshalb liebte ich den salonmäßig eingebundenen Band. Ja es entstand ein eigentliches Bündnis zwischen Heinrich Heine, Onkel Alexander und mir; ich erneuerte diese Allianz immer wie-

der, bald im Schatten hoher duftender Tomatenstauden, bald auf dem warmen Ofen. Ich lebte mit dem Onkel Baron, als gehörte er schon lange zur Familie. In der Vorstellung sah ich ihn mit pelzverbrämten Kleidern; ich gab ihm einen herrisch befehlenden Schnurrbart, und er stolzierte an mir vorüber in hohen Stiefeln aus Sämischi Leder. Er war für mich der große Unbekannte mit polnisch feurigem Temperament, aufrührerisch, doch liebenswürdig und stets aufgelegt zum Übermut; ein Edelmann und Patriot. Ich hatte durch Heine auch von der Spielleidenschaft des polnischen Adels vernommen, und eines Tages trat diese im Zirkel der Genfer Polen in Erscheinung. Das heißt: es flog ein Spielklub auf, in dem auch der Baron Wilkoszewski eine nicht geringe Rolle gespielt haben soll. Die Spieler wurden in seinem Salon überrascht, worüber sie sehr erstaunt gewesen seien. Wer hätte sich in ihrem armen Vaterland um ihre Spielchen gekümmert? Niemand, weil dort spielen sozusagen eine Ehrenpflicht war, eine Eigenschaft der Nation. Und der Salon, in dem die Karten aufgelegt und abgelegt wurden, war auf fremder Erde ein Flecklein Polen, ein Stück Heimat auf schönen, weichen Genfer Teppichen. Es gab eine unangenehme Geschichte, von der man auch in St. Gallen erfahren hatte, und im engsten Familienkreise sprach man mit Entsetzen von der Affäre und wies darauf hin, daß sich endlich die Abkehr Anna Katharinas von der Tradition, das «tultschi jubiloo» überhaupt, zu rächen beginne. Wohl bat die Tante Baronin, scheinbar bereuend, um Verzeihung; aber sie schilderte dabei die Harmlosigkeit, mit der die Heimatlosen hinter den Kartenfächern des fernen Vaterlandes gedacht hätten. Was denn gespielt worden sei? Oh, nichts Schlimmeres, als zum Beispiel das simple Schwarzpeterlen sei: ein wenig Baccarat oder «Ma tante, ta tante» oder ein schlichtes Pokerchen. Schließlich dürfe ein jeder Mensch

mit seinem Gelde machen, was er wolle; auch dies sei ein Bestandteil der persönlichen Freiheit. Nun – die Angelegenheit ging mehr oder weniger gut vorüber. Ihr folgte auf dem Fuße eine neue Überraschung, eine vom Himmel gesandte Schicksalswendung im Leben des Onkels Baron. Es war im Jahre 1894, als Zar Nikolaus II. eine Amnestie für politische Flüchtlinge erließ. Der Gnadenerlaß galt auch für die polnischen Revolutionäre von 1863, und er öffnete diesen den Schlagbaum, der sie bis dahin von ihrer Heimat getrennt hatte. So packte das Ehepaar Alexander und Anna Katharina Wilkoszewski seine Siebensachen. Die Würfel seien in diesem Sinne gefallen, und es werde ein neues, sorgenfreies Leben beginnen. Die Neffen und Nichten in Warschau und Lodz würden dem Onkel eine erfreuliche Zukunft bereiten. Aber im Familienrate zu St. Gallen flüsterte man, sehr peinlich berührt: «Auch das noch!»

Wohlversehen mit russischen Reisepässen – der für Madame Wilkoszevska ist am Anfang dieser Geschichte zu lesen – begab sich das Paar auf die Reise. Wir wohnten damals in Buchs, wo mein Vater als Beamter tätig war. Von Buchs aus fuhren die großen Expreßzüge nach dem Osten. An den schweren Wagen konnte man lesen «Paris–Zürich–Buchs–Wien–Warschau (=Varsow) » und «... – Wien – Budapest – Belgrad – Bucuresti – Konstantinopel». In einem solchen Internationalen kehrten Onkel Baron und Anna Katharina in das Land Polen zurück. Sie besuchten uns zum Abschied. O Gott, war das eine Aufregung in der elterlichen Stube! Dann ging die Türe auf, und es erschien Monsieur Alexander am Arme der Frau Baronin; ein über 70 Jahre alter, sehr sorgfältig gekleideter Herr. Er trug einen Halbzylinder und einen elegant gebauten dunklen Reiseanzug. Der weiße Schnurrbart entsprach der bürgerlich-französischen Mode; schneeweiß war auch das exakt gescheitelte Kopfhaar. Dieser alte Herr hätte ein ruhig

gewordener Partiküler aus einer französischen Provinzstadt sein können. Behutsam übergab er seinen Handstock, dessen Griff eine elfenbeinerne Kugel war, seiner Gattin, dann küßte er meine Mutter auf die Stirne und sagte: «Ma chérie.» Mir legte er die Hände auf, und ich sah in seine gütigen, ein wenig schlaftrigen Augen, die hinter schweren Lidern zu versinken schienen. Seinen Plastron hielt eine Nadel zusammen; eine goldene, fünfzackige Krone hob sich diskret von der schwarzen Seide ab. Der polnische Onkel hatte zu meiner Überraschung gar nichts «Polnisches» an sich; er schien ganz westlich eingestellt zu sein und bewies damit die Behauptung Heinrich Heines «Polen liegt zwischen Rußland und Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen.»

Monsieur Alexander machte den Eindruck, den nur ein peinlich streng sich benehmender Mensch auszuüben vermag. Jede seiner Bewegungen war klar, bestimmt, anerzogen durch seinen Stand. So strich er, um nur ein Beispiel zu geben, eine kleine Falte im Tischtuch mit leichter Hand glatt und sagte zu meiner Mutter: «Entschuldige, meine Liebe.» Und wie er aß! So besonnen und vornehm, als säße er an einer fürstlichen Tafel. Er sprach leise und nicht viel. Über dem Tische waltete eine gewisse Weihe, und wir waren festlich gestimmt. Die Erwachsenen stießen zeremoniell an und lächelten sich Komplimente zu. Die Tante Baronin aber war auch jetzt wieder Herrscherin des Kreises; sie behandelte meinen Vater als ihren jüngsten Bruder; mir gab sie tantliche Ratschläge, ich müsse immer brav sein, immer gehorchen und den Eltern Freude machen. Das sei ich auch dem Namen des Geschlechtes schuldig. Eines unterließ sie, was sonst in unserer Verwandtschaft üblich war: sie wies nicht auf den lieben Gott hin, der alles sehe und höre und die unfolgsamen Kinder strafe. Anstatt



Das Saatgut des Landmannes ist sein Kapital für die nächste Zukunft. Der Verband schweizerischer Darlehenskassen vermittelt dieses «Saatgut» in Form von Krediten, die er der Land- und Stadtbevölkerung zur Verfügung stellt.

VERBAND
SCHWEIZERISCHER DARLEHENSKASSEN
ST.GALLEN

Als Müller-Friedberg 1803 den Kanton St.Gallen gründete, gab es in der Schweiz noch keine Feuerversicherung. Die Brandgeschädigten waren auf die öffentliche Wohltätigkeit angewiesen. Erst durch den Brand von Glarus im Jahre 1861, der Hunderte von Menschen obdachlos machte und ihr Hab und Gut zerstörte, traten die Schäden, die durch Feuersbrünste entstehen konnten, so recht eigentlich ins Bewußtsein einer breitern Öffentlichkeit. Deshalb gründeten einige kühne St.Galler Kaufleute eine Gesellschaft, die den Menschen Schutz vor der Zerstörungswut des Feuers gewähren sollte. Auf diese Weise entstand die Schweizerische Feuerversicherungs-Gesellschaft Helvetia. Sie entwickelte sich rasch und konnte ihren Tätigkeitsbereich bald auch auf das Ausland ausdehnen. Trotz unvermeidlichen Rückschlägen vermochte sie dank ihrer kulanten Schadenbehandlung den Geschäftsbereich ständig zu erweitern. Heute arbeitet die Helvetia in 18 verschiedenen Ländern, und ihre Prämieneinnahmen aus dem Ausland übersteigen jene aus dem ausgedehnten Schweizer Geschäft um ein Mehrfaches.

HELVETIA

Schweiz. Feuerversicherungs-Gesellschaft in St.Gallen





Die Zeit der Kantonsgründung war noch die Zeit der Handarbeit. Vasen, Tassen, Teller wurden sorgfältig von Hand gemacht und liebevoll bemalt. Noch heute sind die guten Stücke Handarbeit; daneben häufen sich die Artikel zu Hunderten, die unsere Porzellan-Industrie in bester Qualität bereitgestellt hat ... natürlich bei

WETTACH
Glas und Porzellan
Goliathgasse 17

mahnender Erbauungsworte nahm sie ein Markenalbum hervor, das ihre schöne, große Sammlung enthielt, und sagte dazu, sie werde mir russische Marken aller Art schicken. Sie war eine erfahrene Philatelistin und sammelte spekulativ. Ich dankte ihr mit einem Kuß, und wieder roch ich den mich angenehm belebenden Duft des Präsentabaks. Am Abend dieses denkwürdigen Tages verließ das Ehepaar die Schweiz, und zum Abschied winkte die Tante Baronin mit einem Tüchlein; mir war, als flöge neben dem rollenden Zuge ein weißes Täubchen in die Dämmerung hinaus. Der Onkel grüßte noch einmal mit lässig ausgestreckter Hand. Mein Vater wischte sich die Augen und versicherte auf dem Heimwege, das Essen sei gut gewesen, und er habe die Überzeugung, daß Alexander doch ein wirklicher Baron sei. «Ja», fügte Mutter lächelnd bei, «aber es kann auch bei Baronen einmal ein Fältchen im Tischtuch sein.»

Etliche Tage später traf ein Brief aus Polen ein. Die Tante beschrieb die Reise, die zwei Tage und eine Nacht gedauert hatte. Auf der russischen Grenzstation Sosnowice sei Alexander ausgestiegen und in die Knie gesunken, um den polnischen Boden zu küssen. Er habe geweint, sie habe geweint, alle Leute hätten geweint. So tief sei die Vaterlandsliebe der Polen! Heftig sei diese Liebe, wie ein feuerspeiender Berg. Und nicht geringer sei auch die Liebe in den Familien. Die ganze Verwandtschaft sei zum Empfange zusammengekommen und habe es an Küszen und Herzlichkeit nicht fehlen lassen. Und Welch stürmische Umarmungen! Das sei anders als in der Schweiz oder gar in St.Gallen. So lebte sich Anna Katharina in einer neuen Welt ein; in dieser wurde sie «Frau Baronin» angeredet, und das gefiel ihr gut und tat ihr in der Seele wohl.

Ruhig ging die Zeit dahin. Wir vernahmen, daß der Onkel – er hatte sich in Lodz niedergelassen – viel spaziere, auf Besuch gehe, bei schlechtem Wetter aber in einem

Lehnstuhl am Fenster sitze und hinunterschaue auf das lebhafte Hin und Her in der Ulica Skladowa; diese sei eine vornehme Straße, eine an Kutschen reiche Avenue. Als um die Jahreswende 1904/05 nicht nur in Warschau, Radom und Piotrokow, sondern auch in Lodz Unruhen ausgebrochen waren, fühlte der ehemalige Revolutionär, jetzt ein still gewordener Greis, im Herzen mit, was die junge Generation in Empörung aufschreien ließ. Vom Fenster aus sah er die wild brandenden Volkswellen. Es wurde geschossen und niedergetrampelt, gesäbelt und gepeitscht. Arbeiter und Studenten flohen vor den Kosakenhorden. Männer und Frauen fielen für die Freiheit Polens. «Ich ging auf einen Augenblick in die Küche, den Samowar zu rüsten», so war in einem Briefe der Tante Baronin zu lesen, «und als ich wieder in die Stube zurückkam, gab mir mein Alexander keine Antwort mehr. Er saß tot am Fenster; ein Herzschlag hat seinem Leben ein plötzliches Ende bereitet. Die Aufregung muß für ihn zu groß gewesen sein.» So sank der Onkel Baron Wilkoszewski ins Grab; in seinem Landeschlug zur selben Zeit die russische Knute junge Revolutionäre nieder. Seine Witwe empfand auf einmal Heimweh; was hatte sie noch in der Fremde zu erwarten? Sie erledigte ihre Angelegenheiten, ließ sich einen Totenschein auf ihren Mann ausstellen und fuhr dem angestammten Vaterlande zu. Die Vaterstadt war ihr Ziel. Auch in dieser hatte sich manches geändert. Vor vierzig Jahren war Anna Katharina in die Welt hinaus geflogen; jetzt kehrte sie wieder ins alte Nest zurück.

Es war ein lieblicher Maientag, als sie, in der einen Hand eine altväterische Reisetasche, in der anderen einen kupfernen Samowar, in die Stube ihrer so ganz anders gearteten Schwester trat. In diesem Augenblicke standen sich gegenüber das alt gewordene Weltkind und ein weltfremder Pietismus. Und das Weltkind war unter der Türe erschie-

nen. Ein wenig staunend und innere Erregung verbergend, sprach es: «Grüetzi mitenand. Do bin i wider!» Müde setzte sich die Tante Baronin auf das rote Plüsckanapee, ihre Augen wanderten den Wänden entlang, von Bild zu Bild, und nachdenklich fuhr sie fort: «Jo, 's ischt e langi, langi Reis gsi. Drei Täg send vil för üsereis.» Aus der Handtasche holte sie ein Nastüchlein und wischte sich ein überbordendes Gefühl von den Augen; dann nahm sie die mit Perlmutterintarsien geschmückte Dose, die ich als Kind oft bewundert hatte, hervor, pickte eine Prise heraus und wiederholte: «Do bin i wider, Gott sei Dank.»

So endet die Geschichte der Tante Baronin Anna Katharina Wilkoszewska, die vom ersten Tage nach der Heimkehr an wieder so rein sanktgallisch sprach, als wäre sie nie aus der Vaterstadt herausgekommen. Die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte sie als Weißnäherin; sie wollte unabhängig sein bis zum Tode und ist das auch geblieben. Den Titel Baronin hatte sie abgelegt. Er hätte nicht in den wiedererworbenen Bürgerbrief gepaßt. Aber die innere Würde, zu der die fünfzackige Krone verpflichtet, bewahrte sie in Gang und Haltung bis an ihr seliges Ende.

